

# Tragische Literaturgeschichte : zum neuen Werk von Walter Muschg

Autor(en): **Vonlanthen, Adolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **35 (1948)**

Heft 19

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-536971>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unterricht und die Schüler verlören die Freude am Fach. Nach unsern Erfahrungen ist das niemals der Fall; denn die rege Teilnahme der meisten Schüler beweist das wachsende Verständnis für staatskundliche Probleme. Kurzvorträge der Schüler und Aussprachen lassen ein lebendiges Interesse erkennen.

Wer jedoch glaubt, die spontane Anteilnahme am öffentlichen Geschehen lasse sich etwa durch ein »Lesen« und Erklären der Bundesverfassung oder irgendeines Staatskundebüchleins erzielen, täuscht sich. Ein allgemeines Rezept zu geben, hält schwer. Es bedarf einer immer anspornenden Begeisterung durch den Lehrer, der auch Verständnis haben muß für die Jugendlichen. Diese zur Mitarbeit heranzuziehen, sie zur Stellungnahme zu einem Problem zu zwingen — mündlich oder schriftlich — und sie zu lehren, auf die andern Bürger Rücksicht zu nehmen, sind aktuelle Forderungen für einen lebensnahen Unterricht in Staats- und Wirtschaftskunde.

Dieses Fach bietet die willkommene Möglichkeit, im Sinne einer immer wieder verlangten harmonischen Erziehung zu wirken. Der junge Mensch muß zur Einsicht kommen, daß in der Demokratie eine ständige *Besinnung auf die neuen Aufgaben* unerläßlich ist und daß die Jugend von heute in einigen Jahren die Verantwortung im Staate tragen wird. Kritik allein kann nicht zum Ziele führen, wohl aber

*verantwortungsbewußte Mitarbeit* auch im kleinsten Kreise. Ja, schon die treue Erfüllung der Bürgerpflichten ist ein wesentlicher Teil dieser aufbauenden Mitarbeit, auf die ein gesundes Staatswesen angewiesen ist.

Wir haben im Kanton Solothurn mit diesem Prüfungsmodus gute Erfahrungen gemacht. Ein wesentliches Verdienst am Gelingen dieser anderwärts abgelehnten schriftlichen Prüfung fällt dem ersten Hauptlehrer einer Gewerbeschule im Kanton Solothurn, dem langjährigen Schulpfleger Otto Müller in Olten, zu. Man hat zuerst verschiedene Möglichkeiten ausprobiert, bis man zum heutigen Vorgehen kam. Wünsche zur Verbesserung der Prüfung werden immer wieder beachtet.

Die Arbeit des Lehrlings (und auch des Lehrers) kann etwa dadurch erleichtert werden, daß im Unterricht versucht wird, die behandelten Probleme im Sinne einer Repetition in einige *Merksätze* zusammenzufassen. Der Lehrling soll das Wesentliche erkennen. Wir dürfen uns nicht zu sehr in Detailfragen verlieren, sondern müssen unbekümmert um allfällige Wenn und Aber die hauptsächlichsten Grundgedanken herauschälen. Ein paar Kernsätze bleiben eher haften. Zweifellos kann diese Prüfungsart durch die Erziehung zur knappen Zusammenfassung und zur Konzentration auf die wichtigsten Merkmale erleichtert werden.

Otto Schätzle.

## MITTELSCHULE

### Tragische Literaturgeschichte

Zum neuen Werk von Walter Muschg \*

Habent sua fata libelli. Das wußte schon Horaz, als er das erste Buch seiner Briefe herausgab:

\* Walter Muschg, *Tragische Literaturgeschichte*. Bern, Francke, 1948. 470 S. Geb. Fr. 24.—.

»Zusammengerollt wirst du beiseite gelegt, sobald der Liebhaber satt und müde ist. Bist du erst in den Händen der Menge abgegriffen und verbraucht, so wirst du als ein stummes Opfer kunstfeindliche Motten füttern!« (Brief I, 20.) Tragisch ist das Schicksal der Bücher auch nach Muschg: »Auf dem Markt ist das Buch eine Ware, die dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterliegt...

Der Untergang der Kunstwerke ist keine betrübliche Ausnahme, er ist die Regel. Auf ein Werk, das noch da ist, kommen tausend verlorene. Die Liebe zur Kunst schließt, wenn es eine wissende Liebe ist, die Trauer über die Zerstörung ein. Das Genie betrachtet dieses Trauerspiel, ohne zu verzweifeln. Da es seine Werke schafft, weiß es auch, daß sie wieder vergehen, und manchmal zerstört es sie selbst. Auch als Trümmer können sie noch ein Wunder sein, bevor sie ganz versinken.« (Seite 452.)

Tragischer noch als die Schicksale der Bücher sind die der Dichter selbst, wenigstens die der großen Dichter. Wohl schweben sie uns vor als die erlauchten Priester des Schönen, die »an den großen Strömen sitzen und die Dinge der Ewigkeit zwischen ihren formenden Händen bewegen« (Wiechert), aber in Wirklichkeit sind sie oft leidende und gequälte Menschen, Einsame und Gebrochene und Unglückliche, deren dichterisches Schaffen bald durch innere Schwierigkeiten und Hemmungen, bald durch Krankheit und Sorgen, bald ganz einfach durch die ungünstige äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert ist. Sogar Goethe mußte zugeben, sein Leben sei im Grund nichts als Mühe und Arbeit gewesen und er habe in seinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Wohlbehagen gehabt (zu Eckermann am 27. Januar 1824). Wer wollte bestreiten, daß der Dichter Los vielfach ein schweres Los ist! Wir denken hier nicht an die oft viel glücklicheren Dichterlinge, auf die das witzelnd-sarkastische Wort von Thomas Mann paßt: »Ein Dichter ist ein auf allen Gebieten ernsthafter Tätigkeit unbedingt unbrauchbarer, einzig auf Allotria bedachter... innerlich kindischer, zur Ausschweifung geneigter und in jedem Betracht anrühiger Charlatan, der von der Gesellschaft nichts anderes sollte zu gewärtigen haben als stille Verachtung.« (Zit. Muschg, Seite 255.)

Daß der wirklich großen Dichter Leben und Werk nicht selten von einer ergreifenden Tragik ist, sucht der Basler Ordinarius für deutsche Literaturgeschichte in seinem eindrucksvollen Buche »*Tragische Literaturgeschichte*« nachzuweisen. Dieses mit souveräner Stoffbeherrschung und schriftstellerischer Meisterschaft geschriebene Werk zwingt zudem den Leser immer wieder, sich mit den Fragen nach Wesen, Bedeutung und Entwicklung der Dichtung auseinanderzusetzen. Dabei begnügt sich der Verfasser nicht mit einem Überblick über die deutsche Literatur; seine geradezu erstaunliche Belesenheit ermöglicht es ihm, die bedeutendsten Erscheinungen der ganzen Weltliteratur zum Gegenstand der Betrachtung zu machen.

Aus der Gesamtschau wird ein erschütterndes, wahrhaft tragisches Gesamtbild, dessen Grundzüge an den stets wiederkehrenden Dichtergestalten abgelesen werden. In neun Abschnitten (Die Berufung, Die Armut, Die Verbannung, Das Leiden, Die Entsagung, Die Schuld, Die Phantasie, Die Vollendung, Der Ruhm), die ebenso viele Fragenkreise und Blickrichtungen bedeuten, werden die vielen Gestalten beleuchtet und gedeutet. Von welcher Seite wir auch an sie herantreten, immer wirkt ihr Leben und Werk irgendwie tragisch. Wir können bei der Fülle des Stoffes nur auf den ersten grundlegenden Abschnitt *Berufung* näher eingehen, für die übrigen müssen wir uns mit knappen Hinweisen begnügen.

Tragisch ist nach dem Verfasser schon die *Berufung* des Dichters. Am deutlichsten wird dies bei den *Zauberern*: Von den griechischen Zauberdichtern Amphion, Arion und Orpheus herauf zum Merlin der keltischen Literatur bis zu Eichendorff und Lenau; von Moses herauf zu Vergil bis zu Dante und Shakespeare und bis herauf in unsere Tage. »Alle wahrhaft großen neuzeitlichen Dichter erlebten die Magie der Kunst tragisch: als Versuchung, als tödliche Gefahr.«

Den *Sehern* offenbart sich nicht die dämonische Macht des Ich, sondern die Majestät Gottes, die Furcht und Zittern weckt. Die Begegnung mit ihr ist eine mystische Heimsuchung. Schon für Moses ist die Zauberei nur ein Mittel zur Stiftung der Jahwe-Religion. Alle Visionen Gottes sind für ihn schreckhaft. Wagnis und Gefährdung ist auch die Berufung der Propheten. »Daß Gott durch die Propheten spricht, ist ihre Größe, aber auch ihre Tragik. Sie können nur in den höchsten Augenblicken »vor Jahwe stehen«. Aus dieser Gnade stürzen sie immer wieder in die Gottesferne hinab, zu der sie als Mensch verurteilt sind.« Auch die griechische Tragödie, in der Muschg die höchste dichterische Gattung sieht, »ist die Ausgeburt einer riesigen Angst, eine beschwörende Abwehr des furchtbaren Schicksals«. Selbst Platon stand der heiligen Bessenseheit noch nahe genug, um sie ernst zu nehmen, »aber er betrachtete sie nicht mehr als naiv Gläubiger, sondern mit den Augen des begrifflichen Denkers.«

In der Humanistenzeit wurde der Dichter als vates zum ebenbürtigen Partner der Geistlichen. In Dante kam es »tatsächlich zu einer Wiedergeburt des seherischen Stils, zu einer gewaltigen paradoxen Verbindung christlichen und antiken Denkens, die den Konflikt aller neuzeitlichen Kunst vorausnahm... Die Renaissance brachte den Triumph des Künstlers, nicht des Propheten. Der Künstler wurde die neuzeitliche Erscheinung des

Begnadeten... In allen Ländern Westeuropas wurde die göttliche Inspiration des Dichters, die Schöpferkraft des Genies gepredigt und geglaubt... Der Dichter galt dem Namen nach als Träger der schlechthin höchsten geistigen Potenz, das dichterische Schaffen als eine Wiederholung des kosmischen Schöpfungsaktes«. In Milton haben wir noch einen großen Vertreter dieses humanistischen Sehertums. Ein sehr enges Bündnis zwischen Dichtung und Theologie bildete sich später in Deutschland heraus: Von Klopstock über Hamann (er war überzeugt, daß hohe Dichtung nur aus dem Bewußtsein der Gotteskindschaft erwachsen könne) und Herder (der unter Berufung auf Homer und Orpheus, Shakespeare und Ossian die Einheit von Religion und Poesie predigte) bis hinauf zu Hölderlin, nach dessen Überzeugung für diese mythische Einheit im Christentum kein Raum mehr war. »Die Romantik selbst war außerstande, sich gegen das Schöne für das Heilige zu entscheiden. Sie sah die Notwendigkeit dieser Entscheidung ein, begnügte sich aber damit, sie dichterisch zu gestalten. Das Sehertum des Dichters wurde ihr nicht zum Ende der Kunst, sondern zum poetischen Motiv. In der sentimental christlichen Färbung, die zuerst in den ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders‘ zum Vorschein kam, wurde dieses Motiv populär. Da war in himmlischem Entzücken von der Kunst als der reinsten Frömmigkeit die Rede; Künstler waren Heilige, die Quellen ihrer Gestaltungskraft lagen im Gebet und im Abendmahl. Brentano, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner bestätigten das nach ihrer Bekehrung und verschrien die unheilige Kunst als Sünde, die nazarenischen Maler erhoben es zum Dogma, Kleist spottete vergeblich darüber. Der Literaturkatholizismus war eine der Formen, in denen der romantische Geist verkam. Großartiger, aber desto tragischer waren in ganz Europa die Auswirkungen des pantheistischen Seherideals... Die ganze europäische Romantik krankte an diesem Widerspruch. Sie sah in der Kunst den Weg zur Vollkommenheit.«

In Deutschland führte in neuerer Zeit auch der Expressionismus eine pseudoreligiöse Verschlamung der Literatur herbei. »In der Pariser Presse diskutierten die Literaten zwischen den Weltkriegen über die Verwandtschaft von Lyrik und Gebet. Die Namen Hölderlin und Nietzsche, Mallarmé und Claudel, George und Rilke wurden in einem fashionablen Publikum als Beweise dichterischer Inspiration geläufig. Am üppigsten blüht heute der Ruhm Rainer Maria Rilkes, weil dieser Dichter dem Bedürfnis nach ästhetischem Spiel mit der Religion am weitesten entgegenkommt.«

Auch die *Priester* sind als mächtiger Stand Mittler zwischen Gott und den Menschen. »Sie begründen ihre Herrschaft mit Gewalt und vergießen um ihretwillen nicht weniger Blut als die profanen Eroberer.« Aber sie haben die heiligen Bücher der Menschheit geschaffen, auf denen die geistigen Reiche dieser Welt beruhen.

»Auch die christliche Bibel ist ein Priesterwerk. Erst seit Luther war in Europa die geistliche Herrschaft über die Dichtung gebrochen und damit auch der unpersönliche sakrale Stil untergraben. Nur im katholischen Europa lebte etwas von der alten Einheit und vom genialen seelsorgerischen Charakter der Kunst weiter, am stärksten in Spanien, dessen klassische Dichtung zum Teil noch das Werk von Klerikern war. Der protestantische Norden kannte diese Tradition nicht mehr. Die Schriftsteller aus dem katholischen Klerus gelangten hier nie über eine konfessionell begrenzte Wirkung hinaus. Sie zeigten regelmäßig eine künstlerische Rückständigkeit, die der gebildeten Leserschaft schwer genießbar war, weil sie noch etwas vom Geruch des Mittelalters an sich hatte.« Das wird ersichtlich bei Thomas Murner, Abraham a Sancta Clara, Jakob Balde und Friedrich von Spee.

Ganz unmöglich erwies es sich innerhalb der protestantischen deutschen Literatur, die Einheit von Dichtertum und Kanzel zu erhalten. Die eigentliche Leistung der protestantischen Theologen war das protestantische Kirchenlied.

Die deutsche Dichtung der Goethezeit fußte bewußt auf dem Bruch zwischen Dichtung und Kirche, den die Aufklärung geschaffen hatte, und der neue sakrale Stil, den sie anstrebte, knüpfte nicht an die christliche Überlieferung an. Herder geriet als Mann der Kanzel in einen unlösbaren Zwiespalt. Hölderlin ging zugrunde, weil er versuchte, seiner priesterlichen Mission außerhalb der Kirche treu zu bleiben. Sein unglückliches Schicksal ist nicht zuletzt in seinem Abfall von der schwäbischen Landeskirche begründet. Er wurde vom Heimweh nach einer unentweihten Kanzel umgetrieben. Auch Schiller war ein priesterlicher Mensch vom Scheitel bis zur Sohle. Aber er besaß die Kraft, sein Amt aus eigener Machtvollkommenheit auszuüben. Es ist das Große an Schiller, daß er das Priesterliche, wie Hölderlin das Seherische, tragisch auffaßte und tragisch lebte.

Seit den Tagen der Romantik wurde die Dichterweihe zum literarischen Modemotiv. Die geistigen Schwächlinge sahen im Kirchlichen den Inbegriff des Vollkommenen und für die Kunst Wünschenswerten. Seither wurden Mönche, Einsiedler, Ordensritter zu poetischen Lieblingsfiguren. Die vom

Skeptizismus ausgehöhlten Literaten von der Art Friedrich Schlegels, die von ihrer Sinnlichkeit zerütteten wie Werner und Brentano konstruierten aus dem Priestertum ihr Wunschbild eines hohen Lebens und Schaffens. Sie schworen zuletzt ihre weltliche Dichtung ab und begannen in der geistlichen zu stümpfern. Der katholisch gewordene Brentano brachte fünf Jahre in der Kammer eines stigmatisierten Bauernmädchens zu und schrieb die einfältigen Visionen und Erzählungen dieser »geistlichen Mutter« nach.

Ähnliche Spannungen zwischen Religion und Dichtung lassen sich bei Stifter und der Annette von Droste feststellen. Der fromme Stifter lehnte es ab, als katholischer Dichter bezeichnet zu werden. Er dachte zwar priesterlich, aber er verschmähte alles sakrale Beiwerk. Der Gedichtzyklus »Das geistliche Jahr« stammt weder von einem Priester noch von einer naiv gläubigen Seele, sondern von einer Frau, die in ihrer Einsamkeit verzweifelt um die Gnade des Glaubenskönnens ringt.

Protestantischerseits war z. B. Mörike nur noch Zufallstheologe. Sein »Alter Turmhahn« — der schönste Niederschlag protestantischer Pfarrherrlichkeit — enthält nichts von Pfäfferei. Einzig Jeremias Gotthelf verkörperte noch genial die Einheit von Priester- und Dichterberuf. Er empfand es nie als einen Widerspruch, daß er den Talar trug.

Neben den eigentlichen religiösen Dichtern (den Zauberern, Sehern und Priestern) gab es von Anfang an die *Sänger*, die der Prophet verdammt; sie dienten dem Adel mit seinem Ahnenstolz und der unbändigen Pracht seines auf Eroberung und Genuß gestellten Lebens. Ihr Ideal war nicht der Heilige, sondern der Held. Sie waren die Gesellschafter an den Tischen der Könige und Vornehmen. So Demodokos in der Odyssee, so David vor Saul, so der Fiedler Volker im Dienst der Wormser Könige. Dieser Herrendienst war auf seine Art nicht leichter als der Gottesdienst der Propheten; denn der Hofdichter hing von der Gunst und Laune seines Beschützers ab. Schon Alkaios kannte in seinem leidenschaftlichen Leben wenig vom Glück des Sängerdaseins. Auch Walther von der Vogelweide klagte über seine Heimatlosigkeit im Dienst wechselnder Herren. Der Hofdichter wurde nur allzu oft zum Bettelpoeten. So gehörte zum hohen ritterlichen Sänger der Heroismus der Heimatlosigkeit.

Nicht viel besser dran als die mittelalterlichen Sänger waren die *Poeten* an den *Fürstenhöfen* der folgenden Jahrhunderte. Wohl entstand (vor allem in Frankreich und Spanien) im Schatten des Throns eine große Literatur; aber die Dichter trugen un-

sichtbare Ketten; ihr Schicksal war kein beneidenswertes.

Seit dem Mittelalter wuchs hinter den Mauern der Städte das Bürgertum heran; es entstand mit Dantes Verstoßung aus Florenz die neuzeitliche bürgerliche Literatur. Aber auch unter den *Bürgern* gibt es viele unglückliche Dichter, vor allem unter den Dichterbeamten (Stifter).

Die Urform des Dichters ist im *Vaganten*, der heimatlosen Nomade gegeben. König dieser Gruppe war der »Archipoeta« und Begleiterin war die Armut.

Noch schwerer als das soziale Unglück lastet das politische auf der Literaturgeschichte. Die Politiker wollen das Mögliche, die Dichter das Unmögliche. Oft gab es keine Verständigung, und das bedeutete für den Dichter die *Verbannung*. Sie kehrt im Leben der Dichter aller Zeiten und unter allen Himmelsstrichen seltsam und regelmäßig wieder.

Die Tragik des Dichters beruht nicht nur in Armut und Verfolgung, die ihn von außen bedrängen. Es liegt auch an ihm selbst, daß er selten glücklich wird. Er muß leiden, um ein Dichter zu sein. Alle große Dichtung ist eine Frucht des *Leidens*. Eine bedeutende *Schuld* liegt vielfach auch auf dem Dichter. »Dichter sind nicht gut, sie können es nicht sein. Gut sind die Heiligen, sie überwinden das Böse und behalten den Schmerz. Die Dichter überwinden den Schmerz und behalten das Böse. Deshalb sind sie auch nicht glücklich; denn glücklich ist man nur, soweit man gut ist.« Ja, von vielen Dichtern wird schon die Dichtung selbst, das Dichtersein, als Schuld anerkannt. Die tiefste Schuld des Dichters besteht darin, daß seine Liebe nicht auf die Menschen, sondern auf das Werk gerichtet ist. Gerade auf den religiösen Dichtern lastet das Schuldbewußtsein am schwersten (Propheten, Dante, Milton, Hölderlin, Hebbel usw.). So wäre es seltsam, wenn die dichterische Existenz, die mit so viel Schuld verknüpft ist, nicht auch dem Dichter selbst aufginge. Das bedeutet bisweilen Verzweiflung am Wort und Verzicht auf die Kunst.

Am Anfang aller Dichtung steht die dämonische Gewalt der *Phantasie*: ein furchtbares, ungeheures Wunder. Die Phantasie ist der Gott der Dichter. Alles Unglück des Dichters kommt im Grund davon her, daß er Phantasie besitzt. Die Dichter aller Zeiten haben die Phantasie als die höchste geistige Gabe des Menschen gepriesen. Ihnen stehen die Schreibkünstler ohne Vision gegenüber: die Literaten, denen es nur auf handwerkliches Können ankommt.

Bei allem dichterischen Schaffen geht es um Schöpfung und Gestaltung. Für den Dichter zählt einzig das vollkommene Werk: Kunst ist Wille zur *Vollendung*. Alle Seher und Priesterdichter werden

zu Mystikern; sie wissen, daß ihre Vollkommenheit nur ein schwacher Abglanz der göttlichen Majestät ist. So betrachtete sich Stifter im unheiligen Lärm des 19. Jahrhunderts als einen letzten Vertreter des religiösen Ernstes in der Kunst. Sein »Nachsommer« ist das Hohelied auf die ewige Weihe der Dichtung. Er war überzeugt, daß es auch ein sinnloses, ja widergöttliches Kunstschaffen gebe, das als Blendwerk die Menschen verführe. Darum hielt dieser große Epiker auch unerschütterlich fest daran, daß er als Dichter niemanden als Gott über sich habe und nichts anderes schaffen dürfe als die reine Schönheit. Selbst dem jungen Keller wurde bald klar, daß mit dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode im Grund auch der Glaube an die Unsterblichkeit des Künstlers, an die Unvergänglichkeit des Kunstwerks stand und fiel.

Der literarische Erfolg ist ein Weg zum *Ruhm*. Aber nicht allen Dichtern wird der Erfolg zuteil, und viele macht die Sucht nach Ruhm unglücklich. Jene, die Erfolg haben, erleben auch die Fragwürdigkeit des Erfolges. Weil aber jeder wahre Ruhm immer etwas anderes als einen Augenblickserfolg bedeutet, nämlich Unsterblichkeit ist, darum mühen sich die Dichter um dieses höchste Ziel; aber sie nähern sich ihm auf verschiedenen Wegen. Die Seher und Propheten suchen einzig die Gnade vor Gott. Bei den meisten Humanisten und Klassizisten beruhte der Glaube an die Unsterblichkeit auf einer maßlosen Überschätzung des beschriebenen und bedruckten Papiers. Für den modernen Dichter existiert auch der klassische Ruhmglaube nur noch als »rührende Sage«. In der Perspektive der Jahrtausende ist der Ruhm ein Phantom. Die Wahrheit ist, daß auch das Kunstwerk nicht über das Reich des Todes hinausragt, daß ihm nicht Unsterblichkeit, sondern Vernichtung bevorsteht. Der Ruhm ist nur das Echo des schöpferischen Geistes bei den Arm-seligen. Daher werden echte Kunstwerke nicht um des Ruhmes willen geschaffen.

\*

Diese wenigen und unzulänglichen Hinweise vermögen nur ein schwaches Bild vom Reichtum des vorliegenden und gerade für den Deutschlehrer wichtigen Buches zu geben. Fesselnd, ja bezaubernd wirkt schon die oft an Gundolf erinnernde Gestaltungskraft. Sicher wird sie auch manchen Leser über gewisse Fehldeutungen, Einseitigkeiten und Über-spanntheiten hinwegtäuschen.

Da ist einmal das Grundmotiv: Dichter und Dichtung sind tragisch.

Man darf nicht vergessen, daß jedes menschliche Leben eine gewisse Zwiespältigkeit aufweist. Im Leben und Werk des Künstlers ist sie mehr ausgeprägt. Vor seinem Geiste liegen die Herrlichkeiten

der Welt ausgebreitet, »und noch immer trägt er liebend und schauend und wissend ihre Schönheiten in seinem glühenden Herzen« (Bauhofer, »Der Mensch und die Kunst«, S. 154). Dem gewöhnlichen Menschen gegenüber hat er ein Mehr der Leiden, aber auch ein Mehr der Seligkeiten. In seiner tragischen Literaturgeschichte geht nun Muschg den Leiden der Dichter nach. So wird sein Buch zu einer Leidensgeschichte der Dichter. Es gibt aber doch auch die Seligkeiten im Leben und Werk der Dichter. Und das wird übergangen, weil der Verfasser sie nicht zugibt oder weil er in diesem Werke eben einmal die Nachtseiten aufdecken wollte: das Dunkle, Düstere und Abwegige. Jeder Dichter, und vielmehr noch der Heilige, trägt »einen Abgrund in sich, in welchem der Möglichkeit nach alle Dimensionen des Menschlichen und Allzumenschlichen — wie auch des Übermenschlichen — beschlossen liegen« (Bauhofer). Was Nadler über Goethe schrieb, gilt im Grunde genommen für jeden großen Dichter: »Wären die zwölf guten Feen des Schneewittchenmärchens an seine Wiege getreten, sie hätten ihm nicht die Hälfte des Guten wünschen können, das seinem Leben in Erfüllung ging. Und wäre darauf die dreizehnte Böse gekommen, sie hätte ihm nicht die Hälfte des Schweren und Prüfungsvollen auferlegen können, das seine Kraft zu überwinden hatte« (Literaturgesch. der deutschen Stämme und Landschaften, 3. Bd., 1924, S. 56). Bei aller Anerkennung der großen schriftstellerischen Leistung wird man auf diese Einseitigkeit hinweisen müssen. Das war übrigens schon in Muschgs Gotthelf-Buch aufgefallen. Auch im großen Berner Dichter sieht er den einsamen, unheimlichen und beständig in sich bedrohten Menschen. Mit geradezu unerhörter Spannkraft wird nun in diesem neuen Werk das Motiv des Dämonischen und Tragischen abgewandelt und »der Blick des Lesers fortwährend durch Jahrhunderte fortgezogen« (Muschg, »Gotthelf«, S. VI). Darin liegt wohl die Stärke, aber auch die Schwäche des Buches.

Im Vorwort zum Gotthelfbuch hat seinerzeit Muschg seine Betrachtungsweise begründet. »Sie ist durch gewisse Ergebnisse der modernen Psychologie bezeichnet, in denen ich eine unverlierbare Anregung für das Verständnis dichterischer Vorgänge erblicke. Ich nenne in erster Linie die Forschungen Sigmund Freuds... und ich bin mir bewußt, was für Mißverständnisse ich damit ermögliche, obschon der Leser der Terminologie jener Untersuchungen nirgends begegnet. Er wird die Tragweite des Einflusses, den ich weiterhin durch die Namen C. v. Monakow und C. G. Jung umschreiben müßte, überhaupt nur soweit abzuschätzen vermögen, als ihm die wahren Tiefen vertraut sind« (S. VII).

Die vorliegende Literaturbetrachtung und die damit verbundene dichterische Typenlehre ist weitgehend der modernen psychoanalytischen und medizinischen Forschung verpflichtet. Der Verfasser weist übrigens auch ausdrücklich darauf hin: »Die Literatur ist ohne Zweifel auf weite Strecken nichts anderes als der Tummelplatz körperlich benachteiligter oder seelisch geschädigter Individuen, die das Bücherschreiben als Ersatz für das ihnen verwehrt Leben betreiben. Die medizinische Betrachtung der Literaturgeschichte hat den Blick dafür geschärft« (S. 272). Damit ist eine große Gefahr verbunden, auf die Werner Günther früher in bezug auf Gotthelf hingewiesen hat: »Diese Methode führt in Wahrheit von der Form weg zum Stoff zurück; sie verfällt einer neuen und im Grunde ebenso geistverneinenden Art materialistischer Literaturbetrachtung« (in seinem Buch: »Der ewige Gotthelf«, 1934, S. 358).

Nicht beizupflichten vermögen wir manchem Urteil, das über die deutsche Romantik, vornehmlich über die katholisch gewordenen Romantiker, wie Zacharias Werner, Friedrich Schlegel und Clemens Brentano gefällt wird: »Die vom Skeptizismus ausgehöhlten Literaten von der Art Friedrich Schlegels, die von ihrer Sinnlichkeit zerrütteten, wie Werner und Brentano, konstruierten aus dem Priestertum ihr Wunschbild eines hohen Lebens und Schaffens. Sie schworen zuletzt ihre weltliche Dichtung ab und begannen in der geistlichen zu stümpfern« (S. 95). Der Leser wird gelegentlich an die Ausfälle Heines in seiner »Romantischen Schule« oder an gewisse Fehlurteile Gundolfs erinnert, der im wieder katholisch gewordenen Brentano z. B. nur noch den dumpf-frommen Greis und den Nischenheiligen einer großen, geschlossenen Partei zu sehen vermochte (»Romantiker«, 1930, S. 288), während gerade Friedrich Schlegel bei ihm mehr Gnade fand. Abschätzend und abwegig ist in diesem Zusammenhang der von Muschg gebrauchte Begriff »Literaturkatholizismus« als »eine der Formen, in denen der romantische Geist verkam« (S. 72).

Noch ein letzter Vorbehalt muß gemacht werden. Viel Schönes und Tiefes weiß der Verfasser zu sagen über die Spannung zwischen Religion und Dichtung, zwischen Priester und Dichter, zwischen Weltlust und Weltflucht. Und doch fordert er gerade hier den christlichen Leser zum Widerspruch heraus; denn seine Literaturbetrachtung wird vielerorts dem christlichen Standpunkte und den Tatsachen und Forderungen des christlichen Glaubens nicht gerecht. Wohl sagt Muschg: »Daß Gott durch die Propheten spricht, ist ihre Größe, aber auch ihre Tragik« (S. 47) und: »Die Priester haben die heiligen Bücher der Menschheit geschaffen, auf

denen die geistigen Reiche dieser Welt beruhen« (S. 83). Aber diese heiligen Bücher sind wie die sibyllinischen Bücher und so viele andere heidnischen Bücher eben nur Priesterwerk. »Auch die christliche Bibel ist ein Priesterwerk« (S. 84). »Die Priester sind ein mächtiger Stand; sie ersannen die Tempelreligion, Traditionen, Zeichen und Zeremonien; sie verkörpern das göttliche Gesetz und führen als seine Hüter das Schwert; sie begründen ihre Herrschaft mit Gewalt und vergießen um ihretwillen nicht weniger Blut als die profanen Eroberer« (S. 82). Die großen Gestalten der biblischen Geschichte, wie Moses und die Propheten, figurieren in der großen Reihe der Zauberer und Seher. »Moses selbst ist, wie Orpheus und Merlin, eine aus uralten und jüngeren Elementen zusammengesetzte Figur« (S. 17). »Er wird als Meister der ägyptischen Zauberkunst, als Volksführer und Gesetzgeber, zuletzt als Dichter geschildert« (S. 17). »Schon für Moses ist die Zauberei nur ein Mittel zur Stiftung der Jahwe-Religion« (S. 43). Mit göttlicher Zauberkraft operiert auch Elias; als Wettermacher triumphiert er über die Baalspriester. »Was der Stab für Moses, ist für ihn der Mantel. Er wirft ihn im Vorübergehen auf den pflügenden Elisa, so daß dieser ihm als ein Schüler folgen muß. Bei seiner Himmelfahrt »im Wetter«, im »feurigen Wagen mit den feurigen Rossen« (Medea fährt im Drachengespann durch die Luft) entfällt ihm der Mantel, wie der entwindenden Helena Goethes das Gewand, und sein Schüler berichtet mit ihm nun die Wundertaten des Meisters. Die Biographie dieses Schülers ist vollends nur ein Zyklus naiver Zaubergeschichten wie die Volksbücher von Virgilius oder von Doktor Faust« (S. 19). Man sieht, daß solche Fehldeutungen, die auf einer neuzeitlichen, ganz rationalistischen Bibelkritik zu beruhen scheinen, dem christlichen Empfinden nicht entsprechen.

Mit den gemachten Reserven möchten wir diese »Tragische Literaturgeschichte« des Basler Literaturhistorikers dem geistig aufgeschlossenen Deutschlehrer unserer Mittelschulen und überhaupt dem klugen Leser empfehlen. Das Buch wirkt sehr anregend und verpflichtet zu weiterem Nachdenken über die gestellten Probleme. Und: Es ruft nach einer Ergänzung durch eine christlichere Literaturbetrachtung im Sinne Haeckers und Bauhofers. »Die Kunst ist ein natürlicher Bereich des Menschen, sie gehört zu ihm von Natur; sie war mit dem ersten Menschen schon da. Auch sie also kann erfaßt werden in bestimmten Graden und Stufen von dem neuen, übernatürlichen Sein der Inkarnation, dadurch, daß der irdische Schöpfer, der Künstler, als Mensch, im übernatürlichen Glauben, in welchem allein es erfaßt werden kann, es erfaßt hat« (Häck-

ker, »Schönheit«, 1936, S. 136). Es gibt in der abendländischen Literatur viel Dämonisches, Tragisches und Abgründiges; es gibt aber auch viel Erhebendes, Beglückendes und echt Christliches, wo das Dichtwerk trotz allen Mängeln ein Ausstrahlen des ewigen Wortes ist. Religion und Dichtung bedeuten

wohl Spannungen, sie schließen aber einander nicht aus: Auf dem Boden der Kirche wuchsen zusammen die Palme und der Lorbeer, Dominicus und Dante, Heiligkeit und Sang. Auf diesen harmonischen Ausgleich hat einstens Francis Thompson hingewiesen.

Adolf Vonlanthen.

## U M S C H A U

### KLVS. Leitender Ausschuß

Sitzung: 2. Dezember 1948, in Luzern.

1. Verschiedene kleinere Geschäfte, die im Zusammenhang mit der gut verlaufenen Jahrestagung in Schwyz stehen, finden Erledigung. Allen Mitarbeitern bei diesem Anlasse wird die geleistete Arbeit auch zu Protokoll verdankt.

2. Von dem Vorhaben, für den Bibelunterricht zweckdienliche Wandbilder zu schaffen, wird Kenntnis genommen und dem Unternehmen die Mitarbeit des KLVS. zugesichert.

3. Jugendschriftenwettbewerb: Die Beratungen betreffen: Bestellung der Jury und der zu schaffenden Unterausschüsse, Richtlinien für die Beurteilung der Manuskripte etc. etc.

4. Jugendschriften: Die Organisation einer Tagung über das Jugendschriftenwesen wird besprochen.

5. Besuchte Veranstaltungen: Über die vom Departement des Innern in Bern durchgeführte Tagung über die Bekämpfung von Schund- und Kitschliteratur berichtet Herr alt Zentralpräsident Ignaz Fürst, Bezirkslehrer, Trimbach. Über die Generalversammlung des Schweiz. kath. Turn- und Sportverbandes in Lugano erstattet Herr Professor Dr. Niedermann Bericht.

6. Patenschaft Meiental. H.H. alt Vizezentralpräsident Prof. Dr. Mühlebach, der Leiter dieses Arbeitsgebietes, referiert über durchgeführte und nächsthin durchzuführende Maßnahmen. Die Sektionen werden gebeten, in nächster Zeit durch angemessene finanzielle Unterstützung die Durchführung der Vorhaben zum Teil zu beschleunigen und zum Teil zu ermöglichen. Man beschließt, aus der Vereinskasse sofort einen größeren Beitrag zur Verfügung zu stellen. Welche Sektion und welches Einzelmitglied wollte nicht tatkräftig mit-helfen!

7. Unserem Ehrenmitglied H.H. Propst Dr. L. Rogger, Beromünster, entbietet der Leitende Ausschuß seine herzlichen Glücks- und Segenswünsche zum 70. Geburtstag.

Der Aktuar: F. G. Arnitz.

### Schulfunksendungen

Freitag, 4. Febr.: »Eigene Bode.« Sendung für Fortbildungsschulen. Hörspiel von Kaspar Freuler, Glarus, zum Thema »Landflucht«. Es wird das Schicksal eines jungen Bauernburschen geschildert, der in der Stadt sein Glück versuchen wollte und wieder auf seinen Hof heimkehrte.

Montag, 7. Febr.: *Das Violoncello*. Dr. Ernst Moor, Basel, schildert Herkunft, Bau und Klang dieses Saiteninstrumentes. Den Schülern sollte wenn möglich ein Cello gezeigt werden oder sonst ein ähnliches Saiteninstrument, an dem sie die verschiedenen Bestandteile feststellen können. (Ab 7. Schuljahr.)

Donnerstag, 10. Febr.: *Onkel Toms Hütte*. In einer Hörfolge von Ernst Balzli wird die Geschichte »eines berühmten Buches«, eben von »Onkel Toms Hütte« geschildert. Eine Einführung in den Sklavenhandel wird die Sendung in bester Weise vorbereiten können. (Ab 6. Schuljahr.)

Freitag, 11. Febr.: *Die Schweizergarde in Paris 1792*. Hörspiel von Werner Johann Guggenheim, Zürich. Die geschichtliche Besprechung dieses Ereignisses bildet die Voraussetzung zum Verständnis der Sendung. (Ab 7. Schuljahr.)

Freitag, 18. Febr.: *Hans im Glück*, Märchenspiel von Josef Elias, für den Schulfunk bearbeitet von Otto Lehmann, Basel. Zur Vorbereitung der Sendung bitte das entspr. Märchen erzählen! (Ab 4. Schuljahr.)

### AUS KANTONEN UND SEKTIONEN

LUZERN. Sursee. Die durch die Wahl von Hrn. Mittelschullehrer Otto Heß zum Kantonschulinspektor frei gewordene Stelle an unserer Mittelschule ist wieder vollwertig besetzt. Auf Vorschlag der Aufsichtskommission wählte der Wahlausschuß Hrn. Dr. Franz Jost, z. Zt. Lehrer am Lyceum alpinum, Zuoz. Wir gratulieren dem Gewählten herzlich zu seiner Wahl an unsere Mittelschule, hoffen aber auch, daß Hr. Dr. Josef Schürmann, z. Zt. in Großwangen, der eine glänzende Deutschlek-